

Predigt zu Genesis 22, Judika 2024, Thomaskirche zu Leipzig

Prof. Andreas Schüle

Liebe Gemeinde,

„die Engel im Himmel erschrecken und weinten.“ So schildert ein jüdischer Midrasch das, was geschah, als Gott dem Abraham befahl, seinen Sohn zu töten und zu opfern. Alles im Himmel und auf Erden sträubt sich dagegen, dass Gott so etwas jemals verlangen würde. Abraham soll getestet werden, ob er es denn wirklich ernst meint mit seiner Treue und seinem Glauben an den Gott, der ihm ein Land und einen Nachkommen verheißen hat. Aber wenn man von ihm forderte, wieder herzugeben, was ihm geschenkt wurde, dann würde er zerbrechen und sich von Gott abwenden. So jedenfalls hatte es der Satan in Gottes Ohr geflüstert. Und Gott lässt sich darauf ein und testet Abrahams Treue – auf denkbar abgründige Weise. Aber Abraham besteht die Prüfung. Er, der es zuvor mit der Treue zu Gott nicht immer so ganz genau genommen hatte, bewährt sich, als es darauf ankommt. Er hätte es getan, hätte sogar seinen Sohn, seine Hoffnung, seine Verheißung, seine Zukunft nicht verschont. Er hätte den Satan Lügen gestraft und wäre ein Held des Glaubens geworden, wenn auch mit gebrochenem Herzen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“

Soweit der Midrasch zu unserem Predigttext. Die jüdische Kommentarliteratur zur „Bindung Isaaks“ hat diese Erzählung immer wieder in die Geschichte des Hiobbuchs hineinerzählt. So wie sich Gott von Satan überreden ließ, Hiob zu testen, so auch hier. Und wie das Hiobbuch ganz am Ende gut ausgeht, so auch die Geschichte im Buch Genesis: Abraham bleibt stark, und Gott hat sich nicht getäuscht. Alles Satanische, alles Zweifeln, alle diabolische Intrige muss weichen. Gott und Abraham sind wieder dort, wo sie schon einmal waren, als Gott den Abraham an der Hand genommen, ihm den funkelnden Sternenhimmel gezeigt und ihm versprochen hatte, dass seine Nachkommen so zahlreich sein würden wie die Sterne.

Manchmal braucht es die Krise, das Hadern und Zweifeln, damit Vertrauen aushärten kann. Manchmal muss das Leben durch Absurditäten hindurch, damit Treue zu etwas Kostbarem wird. Das erlebt Abraham, aber das erlebt auch Gott in dieser seltsamen Geschichte, in der ein Menschenopfer gefordert wird, um am Ende als etwas Unmögliches, Abscheuliches erkannt zu werden.

So, liebe Gemeinde, kann man diese Geschichte verstehen, wenn man sie vom Himmel auf die Erde herunter erzählt. Sie handelt davon, dass Gott das Risiko eingeht, sich auf menschliche Treue zu verlassen. Denn was wäre gewesen, wenn Abraham sich geweigert hätte – wenn er getan hätte, was jeder Vater und jede Mutter instinktiv getan hätte, nämlich sein Kind nehmen und vor diesem Gott weglaufen? Dann wäre die ganze Verheißung, wäre alle Hoffnung verlorengegangen. Dann hätte die Bibel an dieser Stelle zu Ende sein können. Es geht um viel, es geht sogar um alles. Aber Gottes Risiko zahlt sich aus. „Gott behält Recht, weil Gott immer Recht behält“, so hat es der christliche Theologe Karl Barth einmal für das Hiobbuch ausgedrückt.

Aber nehmen wir noch einen zweiten Anlauf! Betrachten wie die Geschichte andersherum – von unten nach oben – und beginnen nicht mit Gott im Himmel, sondern mit Abraham auf der Erde. Für Abraham schien endlich alles gut zu werden, wengleich auf holprigen Wegen. Der lang versprochene Sohn, Isaak, das Wunschkind, war gegen alle biologischen Hindernisse geboren. Trotzdem gab es einen Wehrmutstropfen, denn Abraham hatte ja noch einen anderen Sohn, Ismael, den ihm seine Dienerin und Zweitfrau Hagar geboren hatte. Diesen Ismael und seine Mutter schicken Abraham und Sarah in die Wüste. Dieser andere Sohn wurde sozusagen nicht mehr gebraucht. Gott würde auch für ihn sorgen, und dennoch tut Abraham etwas, das kein Vater hätte tun dürfen. Um ein Haar wäre der kleine Ismael in der Wüste verdurstet. Aber auch das geht irgendwie vorüber.

Damit hätte endlich Ruhe einkehren können nach so viel Tohuwabohu. Aber dann ereilt Abraham dieser unglaubliche Befehl aus heiterem Himmel: Auch diesen Sohn, Isaak, soll er verlieren und – noch schlimmer – er selbst soll ihn als Opfer darbringen. Was muss sich Abraham gedacht haben, fragt man sich? Er weiß ja nicht, dass das alles „nur“ ein Test ist. Von Abraham wird verlangt, dass er kadaver-gehorsam tut, was Gott sagt. Muss das nicht ein entsetzlicher Konflikt

gewesen sein? Hätte Abraham nicht flehen und aufbegehren müssen, damit dieser Kelch an ihm und Isaak vorübergeht? Aber nichts davon wird erzählt – kein Gefühl, keine Regung, kein Garnichts.

Am letzten Dienstag war ich zu einem Bibelkreis in der Thomasgemeinde eingeladen. Wir lasen den Text zusammen, und jemand meinte dann: „Der Abraham ist ja fast wie ein Roboter!“ Und in der Tat: Abraham arbeitet den göttlichen Auftrag geradezu geschäftsmäßig ab. Er bereitet alles vor, macht sich auf den Weg, hat Feuer und Messer parat, lässt seine Diener zurück, kommt allein mit Isaak an der Opferstelle an, bindet seinen Sohn, der all das ohne Aufbegehren an sich geschehen lässt, und legt ihn auf den Brandopferalter. Und dann kommt der Moment, auf den alles ankommt.

Es ist dieser Moment, den unzählige Kunstwerke einzufangen versucht haben. Manchmal wird Abraham so dargestellt, als wäre er zu allem entschlossen. Seine Hand greift zum Messer, seine Augen haben Isaaks Hals fest im Blick. Keine Frage, Abraham wird es tun, wird seinen Sohn „schächten“, wie es da wörtlich heißt. Dann kommt der Engel und muss ihm das Messer aus der Hand reißen. Andere Bilder zeigen Abraham dagegen, wie er das Messer mit ausgestrecktem Arm von sich hält, Isaak schützend zu sich zieht und darauf wartet, dass endlich der Engel kommt, um ihm zu sagen, dass er die grausame Tat nicht tun muss. Rembrandt van Rijn hat diesen Moment so genial wie vielleicht kein zweiter offengelassen, indem er das Schlachtmesser im Raum schweben lässt.

Wie in jeder guten Geschichte bleibt eine letzte Unklarheit. Man kann fast gar nicht anders, als die Lücken zu schließen. Ich verstehe es so: Abrahams weiß nicht, dass das alles nur geschieht, um ihn auf die Probe zu stellen. Aber er, Abraham, dreht sozusagen den Spieß um und macht daraus einen Test für Gott. Wird *Gott* denn treu sein? Wird Gott sich an seine Versprechen halten oder in einem Willkürakt zerstören? Abraham gehorcht – wie ein Roboter – weil er wissen will, ob Gott wirklich zu ihm steht, ob die Verheißungen, die intime Nähe der Sternenhimmelnacht – ob all das wahr bleibt oder ob er sich in diesem Gott getäuscht hat. Dieser Gott würde in dem Moment aufhören, sein Gott zu sein, in dem das Messer Isaaks Hals erreicht. Von unten her erzählt – aus Abrahams, aus menschlicher Sicht – ist Gott der Geprüfte, ist Gott derjenige, der sich bewähren muss.

Egal ob von ‚oben‘ oder von ‚unten‘ erzählt, warum, liebe Gemeinde, braucht es eine solche Geschichte? Warum soll man sich an einem schönen Sonntagmorgen auf so viel Drama und Abgründigkeit einlassen? Ich denke es gibt diese Geschichte, weil wir in Grenzsituationen unseres Lebens genau so über Gott und über unsere Beziehung zu Gott denken, wie es in der Geschichte von Isaaks „Opferung“ geschieht. Menschen sprechen oft davon, dass sie Lebenskrisen als Prüfung empfunden haben, an denen sie, wenn auch mit Narben, gewachsen sind. Das Leben fordert uns heraus, testet uns. Und wenn man das nicht als Zufall und Schicksal betrachten will, dann bleibt nur der Schluss, dass das von Gott kommt oder dass Gott mindestens zulässt, wie uns das Leben prüft. Und wenn man es dann geschafft hat, dann hat man begriffen, wie kostbar das Leben ist, das man hat und das man mit anderen teilt.

Aber Menschen erzählen auch davon, dass in den Krisenzeiten Gott der Angeklagte war, der sich bewähren musste, der geprüft wurde. „Wie kannst Du mir mein Kind wegnehmen wollen?“ Jeden Tag steht die Frage irgendwo im Raum – in Krankenhäusern und Kinderhospizen. Und nicht immer ist da ein Engel, der im letzten Moment die Wende bringt. Die Erzählung von Isaak zieht ihre abgründige Plausibilität aus der Welt, die uns umgibt. Jeden Tag erleben Menschen ihr Schicksal als Test, und jeden Tag steht Gott auf dem Prüfstand. Diese Geschichte ist von Erfahrung gesättigt, und so erzählt sie sich in unser Leben hinein. Von Abraham wird nicht gesagt, was er fühlt. Vielleicht ist das so, damit wir unsere eigenen Gefühle in diese Geschichte hineinlegen können – den eigenen Zweifel, die eigene Wut, die Demut, das Aufbegehren und das Einwilligen.

Für Abraham und für Gott geht die Sache gut aus. Beide kommen heil aus dieser Geschichte heraus. Und das macht sie zu einer Geschichte von Hoffnung – der Hoffnung darauf, dass Gott am Ende ein Gott ist, der keine Treueopfer braucht, sondern aus Treue und Liebe das Leben wählt; aber auch der Hoffnung darauf, dass wir die Prüfungen überstehen, die uns Gott auf die Schultern legt.

Diese Geschichte, liebe Gemeinde, nimmt den Geschichten der Genesis die manchmal fast verspielte Unschuld. Gott ist bis dahin immer ein Gott, an den man gerne glaubt – ein Gott, der mitgeht, der segnet, der Dinge verspricht und

hält, an die Menschen gar nicht zu glauben gewagt hätten – Isaak wird geboren als Sohn einer neunzigjährigen Mutter und eines hundertjährigen Vaters. Mit unserer Erzählung verliert der „Honeymoon“ zwischen Gott und den Vätern und Müttern Israels seine Leichtigkeit, seine Unschuld und weicht den Realitäten, die auch wir als Leserinnen und Leser – auf der anderen Seite des Texts – kennen. Man kann sagen, dass mit dieser Erzählung etwas von der Härte Einzug hält, an der weder menschlicher Glaube noch göttliche Liebe vorbeikommen.

Vielleicht ist das einer der Gründe, warum diese Geschichte von Anfang an wichtig war. In den ältesten Synagogen, die bekannt sind, wird nahezu immer diese Geschichte dargestellt – auf Mosaikböden und in Freskenmalerei. Für das frühe Judentum war dies eine Geschichte, in der es sich wiedererkannte und in der seine eigene Glaubenserfahrung einen Ort hatte. Und es ist gewiss kein Zufall, dass auch das frühe Christentum die Passion Jesu mit Worten erzählt, die aus dieser Geschichte genommen sind: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn dahingab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben“ (Joh 3,16). Das Christentum hat die gewaltsame Ermordung Jesu als Opfer verstanden und ist damit ganz bei unserer Geschichte geblieben. Nun ist aber Gott selbst der Vater, der seinen Sohn hingibt und nicht schont. Nur dass diesmal niemand da ist, der im letzten Moment sagt: „Halt!“, niemand, der den Wahnsinn stoppt. Und Gott bleibt trotzdem treu. Gott lässt sich in einer Weise verletzen, die das Ende aller Liebe, aller Nähe hätte sein können, vielleicht sein müssen. Aber auch hier endet die Geschichte nicht, genauso wenig wie sie in Genesis 22 endet. Und da ist es dann wieder, dieses Element von Hoffnung, das durchscheint – grundlos, haltlos und doch kräftig und belebend.

Amen.